

Andreas Heusler und die Universität Basel

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Beiträge zur nordischen Philologie**

Band (Jahr): **18 (1989)**

PDF erstellt am: **22.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

OSKAR BUNDLE

Andreas Heusler und die Universität Basel¹

Im August 1919 war es endlich soweit: Andreas Heusler konnte seinen seit mindestens zehn Jahren gehegten Plan, Großstadt, Universitätsprofessur und Akademie zu verlassen und sich in die ländliche Umgebung seiner Vaterstadt zurückzuziehen, verwirklichen. Schon Jahre zuvor hatten Zeiten tiefster Depression, in denen sich Heusler alle Fähigkeit, Pflichten und wissenschaftliche Ansprüche eines Ordinarius (und Akademiemitglieds) zu erfüllen, absprach, den Wunsch, die Berliner Stellung aufzugeben, immer dringender werden lassen, doch dachte er zunächst aus seiner inneren Verbundenheit mit Deutschlands Schicksal heraus eher daran, sich irgendwo innerhalb der Grenzen des Reichs niederzulassen. Obwohl er auch während seiner Berliner Zeit seine Schweizer Herkunft nie verleugnet hatte, beruht der endgültige Entschluss für Basel und das redimensionierte Projekt eines Landhauses (Haus Thule in Arlesheim) also nicht auf Heimatliebe, sondern in erster Linie auf den Zufällen der verwandtschaftlichen wie auch der (durch die deutsche Währungskrise bedingten) finanziellen Situation. Gleichwohl fühlte sich Heusler mit dem Einzug ins Haus Thule am 8. April 1920 (wie er in seinem Lebenslauf schreibt; s. Heuslers Schriftenverzeichnis Nr. 449) sofort am rechten Platz; hier fand er, was er nach dem hektischen Leben in der Großstadt und an der großen Universität in erster Linie suchte: Naturnähe, Einsamkeit, Arbeitsruhe. Zu diesem Zeitpunkt habe er denn, so schreibt er ebenfalls im Lebenslauf, «nach langem Tasten und Fehlgreifen [...] endlich, im 55sten Jahr, das gefunden, was ich meinen Lebensstil nennen kann».

Dazu gehörte nun freilich auch die Lehrtätigkeit an der Basler Universität, doch kam auch diese erst im nachhinein und für Heusler (zunächst) eher ungewollt. Es war die Philosophisch-Historische Fakultät, welche anfangs 1920 die Initiative ergriff, um zugleich den international anerkannten Gelehrten und Sohn eines berühmten Basler Geschlechts zu ehren und seine fachliche Kompetenz für den germanistischen Lehrbetrieb nutzbar zu machen. Am 21. 2. 1920 teilt der Dekan dem Kuratel-Präsidenten mit, die Fakultät habe in ihrer Sitzung vom 17. 2. einstimmig beschlossen,

an die h. Kuratel mit der Bitte heranzutreten, es möchten von Seiten der Behörden Schritte unternommen werden, um die bewährte Kraft des Herrn Prof. Dr. Andreas Heusler jun. für unsere Universität zu gewinnen. Es würde sich, nach Ansicht der Fakultät und unter Berücksichtigung des besonderen Falles, um eine Professur mit möglichst weitgehender Lehrberechtigung (etwa: Germanische Philologie), aber ohne allzu schwer belastende Lehrverpflichtung für Vorlesungen aus den ihm ver-

¹ Die Darstellung stützt sich neben Briefen an Ranisch und andere auf Akten und Dokumente verschiedener Art im Staatsarchiv Basel (Universitätsarchiv) und in der Handschriftenabteilung der Basler Universitätsbibliothek. Herrn Prof. Dr. E. Bonjour, Basel, als ehemaligem Kollegen Heuslers in der Basler Fakultät danke ich für Durchsicht und Kommentierung meines Manuskripts.

trauten Gebieten (Altnordisch, Heldensage, Mythologie, Metrik) handeln. Die Fakultät würde mit der größten Freude eine so hervorragende Persönlichkeit in ihrer Mitte begrüßen.

In dem darauffolgenden Gespräch mit dem Kuratel-Präsidenten drückt Heusler den Wunsch aus, daß ihm möglichst weitgehende Freiheit gelassen und für den Fall, daß er mit größeren wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt sei, ein Semester Dispens gewährt werde, und auf dieser Basis ernennt ihn der Regierungsrat mit Urkunde vom 13. 7. 1920 zum ordentlichen Professor unter Erteilung eines nicht näher bestimmten Lehrauftrags für «Germanische Philologie», wobei die Remuneration von Fr. 4000. – vorerst von der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft übernommen wird, da die für solche Zwecke zur Verfügung stehenden staatlichen Mittel aufgebraucht sind (Antrag des Erziehungsdepartements an den Regierungsrat vom 9. 7. 1920 sowie Mitteilung des Vorstehers der FAG an den Erziehungsdirektor Hauser). Im Brief an Ranisch vom 23. 7. 1920 äußert sich Heusler leicht ironisch über diese Berufung:

Im Winter werd ich an der Basler Universität 2stündig NL lesen. Sie haben mich mit einer Förmlichkeit, die mir unbegründet erschien, zum Titularordinarius ernannt. Also der alte freie Vogel bin ich nicht mehr . . .

Auch im Brief vom 10. 10. 1920 an Thalbitzer bedauert Heusler die verlorene Freiheit, sieht aber auch das Positive darin, «dieses Element von Zwang in mein Leben zu bringen». Er fügt sich denn auch rasch in seine neue Rolle ein, ja im Brief an Ranisch vom 15. 5. 1921 äußert er sich geradezu selbstironisch über die übertriebene Schonung, die ihm als altem Basler zuteil werde:

Endlich hab ich doch meinem Spectabilis geschrieben, er solle mich doch auch zu einer öffentlichen Antrittsrede heranziehen. Bin ich nicht ein Musterknabe, dass ich selbst meinen Kopf so aufn Block lege? Aber der Mensch hat eben doch irgendwo noch Reste von Ehrgefühl, und was man von den Fremden verlangt, sollte mir Mitbürger nicht erlassen werden! Du ahnst ja kaum, wie weit die Vettermichelei hier geht – d.h. kaum in ehrenrühriger Weise; man ist im ganzen anständig; aber halt so in der Form des Daseins [. . .] Der «alte Basler», das ist ein Faktor, und ich lasse mit ironischem Lächeln die Wohltaten davon auf meinen Schädel niedergehn.

Als «kleine Aushilfe», wie sich Heusler im Brief an Thalbitzer nennt, trat er seine Sonderprofessur im Herbst 1920 an; auf ihr ist er, gewöhnlich wöchentlich vier Stunden lesend, bis zu seiner Emeritierung 1936 geblieben, und auf dieser Basis hat er sein wissenschaftliches und menschlich-soziales Ansehen gefestigt, so daß er noch zu seinen Lebzeiten als einer der großen Söhne seiner Vaterstadt und berühmter Gelehrter in die Basler Universitätsgeschichte eingehen konnte.

Worin bestand, so muß deshalb unsere Frage lauten, denn die Bedeutung Andreas Heuslers und seiner Tätigkeit an der Universität Basel? Zahlreich sind die Zeugnisse einer überaus hohen Wertschätzung, wie sie besonders anlässlich des 70. Geburtstags und des 4 1/2 Jahre später erfolgten Ablebens in Form von Reden und Zeitungsartikeln von seiten der Universität und der Basler Öffentlichkeit abgegeben wurden: überall wird Heusler als großer, international führender Gelehrter und glänzender Redner gefeiert, aber auch seine

Künstlernatur hervorgehoben; es ist auch die Rede von seiner «nie erlahmenden Arbeitskraft und Arbeitslust» (Gedenkworte von Friedrich Ranke am 2. 3. 1940), immer wieder aber auch von seiner großen Persönlichkeit: trotz seiner Neigung zu (liebenswürdigen) Sarkasmus und Selbstironie sei er ein echter (oder echt baslerischer) Humanist, von tiefer Menschlichkeit, demütig-becheiden und offen für seinen Nächsten; trotz seiner Liebe zu Deutschland repräsentiere er echtes Basler- und Schweizertum, und der Basler Journalist Gustav Adolf Wanner (GAW) meint abschließend in einem Artikel zum 100. Geburtstag in den *Basler Nachrichten* 7./8. 8. 1965 gar panegyrisch, Heuslers Leben sei zu seinem schönsten Kunstwerk geworden. Demgegenüber ergeben gerade die Ranisch-Briefe, aber auch weiteres ungedrucktes Material in Universitätsbibliothek und Staatsarchiv Basel doch ein wesentlich differenzierteres, ja zum Teil nicht unproblematisches Bild, zeigen sie doch neben dem würdigen Gelehrten auch viel Normalmenschlich-Allzumenschliches, neben der Liberalität, ja Demut nicht nur eigenwilliges Beharren auf eigenen Meinungen, sondern – vor allem in politischen Dingen – geradezu fanatische Parteinahme (etwa in dem 1932 gedruckten Spottgedicht «Sabotons! Das Lied eines ehrlichen Franzosen», oder in der zynischen Äußerung, man merke in der Germanischen Philologie nicht viel vom Zustrom der «Orientalen», Brief an Zinker-nagel 29. 10. 1933) und erscheint schließlich die Bedeutung von Heuslers Lehr-tätigkeit an der Universität Basel in einem eigenartigen Widerspruch sowohl zu seiner internationalen Stellung als Forscher als auch zu seinem ungewöhnlichen Ansehen in breiteren Schichten einer (gebildeten) Basler Öffentlichkeit!

Nachdem Heusler im Wintersemester 1920/21 einen ersten Versuch mit nur einer zweistündigen Vorlesung («Einführung in das Nibelungenlied») gemacht hatte, pendelte er sich rasch auf ein vierstündiges Schema mit je zwei Stunden Kolleg (in der damaligen Universität am Rheinsprung) und Seminar (im Raum des Deutschen Seminars am Stapfelberg) ein, das er dann bis 1936 durchhielt. Der thematische Bereich, den Vorlesungen und Seminarien beschlagen, ist offensichtlich gegenüber den Berliner Lehrveranstaltungen noch etwas erweitert, indem neben Heuslers eigentlichen Spezialgebieten Altnordische Sprache und Literatur, Germanische Altertumskunde, Germanische Religion, Germanische Heldensage, Nibelungenlied jetzt in vermehrtem Maße ältere deutsche Dichtungen (Minnesang, altsächsische Bibeldichtung) und schließlich auch deutsche Metrik bis in die Neuzeit (SS 1922 «Geschichte der deutschen Verskunst: Neuzeit», WS 1929/30 «Metrische Übungen an neuhochdeutscher Dichtung», schließlich SS 1935 «Übungen zu Goethes Verskunst») einbezogen werden, so daß Heusler mit Recht in einer Notiz vom 9. 9. 1935 gegen eine Bemerkung des Rektors protestierte, sein Lehrgebiet sei eng beschränkt. Er übernimmt auch innerhalb seines alten Themenkreises nicht einfach die Berliner Vorlesungen, sondern schreibt – wie die Bestände in der UB Basel ausweisen – eine ganze Reihe von Vorlesungen neu, so «Germanische Heldensage II» 1923/4 u. ö., «Einführung ins Nibelungenlied» 1929/30, «Hauptlinien der altnordischen Literatur (Dichtung und Prosa)» 1930/1934, und über die Zusammenfassung der beiden Vorlesungen über «Deutsche Verskunst», die er im SS 1929 hielt, schreibt er an Ranisch am 23. 6. 1929:

Ich lese ein neues Kolleg. Zweistündig; Deutsche Versgeschichte von den Anfängen bis heute. Also knappe Skizze. Mein altes Heft versagt durchaus. Das Herausmeiseln aus dem dicken Opus ist nicht just Kinderspiel. Item, wenn ich gedacht hatte, mit einem Stündchen Meditieren und ein paar raschen Notizen könnt ich die Sache deichseln, hab ich alter Narr mich wieder einmal überschätzt. Es gibt halt wieder ein Heft, ganz brav und spiessig. Ein bisschen mehr Witze u. dergl. mach ich ja ex improviso ... Aber, es will doch eben zuhause richtig vorbereitet sein.

Heusler war in Basel angesichts der kleinen Hörerzahlen schon von Anfang an zu einem freieren Vorlesungsstil übergegangen, hatte aber schon damals selbst Bedenken geäußert, die sich offenbar mindestens teilweise bewahrheiteten, die ihn aber – wie noch zu zeigen sein wird – nicht daran hinderten, gerade dank diesem freieren Stil zu einem außerordentlich erfolgreichen Redner in öffentlichen Vorträgen zu werden. Am 15. 5. 1921 schreibt er hierüber an Ranisch:

Ich gehe, zu meinem eignen Staunen, so gut wie unvorbereitet ins Kolleg. Wenn überhaupt ein Heft mitgeht, dann liegt es dort neben mir aufm Katheder. Und dann schwatz ich so, was das Zeug hält, und wenn mir grad etwas weniger notwendiges einfällt, nehm ichs mit ... Man wird dabei leichter fasslich, wohl auch belebter. Aber – geschwätziger, breiter, weniger scharfumrissen! Dass ich diese Wendung gewann, liegt zumeist daran, dass ein halb Dutzend Leutchen vor mir sitzt, – dazu solche, deren Gesichter und eventuelle Antworten laut bezeugen, wie wenig sie wissen! Bisher empfind ich diese späte Wandelung in meinem Lehrstil als Kraftmehring; aber ich verhehle mir nicht, dass es mir auf die Dauer reichlich salopp vorkommen wird und, dass man nur an einer Hochschule so vorgehn kann, wo man diese Fächer nur als leichtes Nebenbei betrachtet.

Hier zeigt sich deutlich der Zwiespalt zwischen Heuslers grundsätzlichen eigenen Ansprüchen und einer gewissen legeren Haltung gegenüber dem Basler Lehramt. Kann sich GAW in den *Basler Nachrichten* 1965 an den von Heusler im Seminar gefällten drastischen Ausspruch erinnern, «jeder Satz müsse so scharf auf dem Gedanken sitzen wie ein Badeanzug auf dem Körper einer schönen Frau», so äußert sich Heusler anderseits mehrfach recht geringschätzig über «das Bisschen Professur» (Brief an Ranisch 8. 6. 1930), das ja eigentlich gar nicht zähle und an das er deshalb möglichst wenig Zeit zu verlieren denke (an Ranisch 6. 11. 1922). Über den Besuch einer der recht zahlreichen jugendlichen Verehrerinnen (Fräulein Mathys aus Göttingen) schreibt Heusler an Ranisch 22. 10. 1935:

Es ging noch glimpflich ab: weder Liebeserklärung noch Eröffnung, sie wolle die Dissertation bei mir machen. Vor beidem bin ich immer in Furcht,

und soweit feststellbar, hat er in Basel auch weder je eine Dissertation betreut noch auch – abgesehen von einer vereinzelt Vertretung Hoffmann-Krayers (10. 3. 1935 an Ranisch) – Prüfungen abgehalten. Um die Studentenzahlen blieb es überhaupt fast immer eher schlecht bestellt: in den Vorlesungen brachte er es – besonders in den Jahren um 1930 – zwar oft auf etwa zwei Dutzend, im Wintersemester 1935/36 dozierte er Germanische Heldensage gar vor etwa 30!, aber in den Seminarien waren es fast nur Nibelungenlied, Minnesang und neuhochdeutsche Metrik, die eine größere Anzahl Teilnehmer lockten (10 – 22), während es besonders die altnordischen Übungen meist nur

auf ca. 2–3 Leutchen brachten und eine fürs WS 1933/34 angekündigte Übung zur germanischen Heldensage gar keine Nachfrage fand (Brief an Zinkernagel 29. 10. 1933). Daß die Intimität der Seminaratmosphäre für die betreffenden Studenten zum beglückenden Erlebnis werden konnte, bezeugt GAW in den *Basler Nachrichten* 1965 aus eigener Erfahrung: als sie sich einmal nur zu zweit eingefunden hätten,

erschien Heusler mit der lächelnden Frage, ob wir unsere Einschreibung aufrecht erhalten wollten; wenn ja, dann sei er gerne bereit, das akademische Prinzip *Tres faciunt collegium* so zu interpretieren, dass der Dozent der Dritte sei! Und so durften wir ein Semester lang zu zweit mit ihm arbeiten, mit ihm, dem von aller Welt gefeierten Meister seiner Wissenschaft.

Für Heusler selbst aber wurden die kleinen oder allzu schwankenden Teilnehmerzahlen immer wieder zum Problem. Zahlreich sind die Äußerungen, die verraten, daß er im Grunde sein Lehramt viel ernster nahm und viel sensibler auf mangelndes Echo reagierte als die ironischen Bemerkungen über seine Professur nahezu legen scheinen. Er gesteht noch im Alter von bald siebzig Jahren seine immer wiederkehrende Nervosität vor dem Semesterbeginn (seine «Examensstimmung») ein (3. 5. 1932 an Ranisch), freut sich über einzelne Publikumerfolge wie einen guten Semesteranfang als Gastdozent in Zürich mit 50 Hörern (WS 1930/31, Brief an Ranisch 2. 11. 1930) und fühlt sich animiert durch ein in Vorlesung und Seminar ungewöhnlich geglücktes Basler Semester (10. 3. 1935), ist aber ebenso tief deprimiert über das Ausbleiben der Studenten. So heißt es im Brief an Ranisch vom 13. 11. 1932 pessimistisch:

Das Kolleghalten hier...: ob ichs noch bis zum Ende alles Fleisches, bis zum 70., durchhalte? Der Jugend hier verleid ich. Meine Uebungen hat sie ja schon immer pestartig gemieden. Aber nun auch das Kolleg. Statt der gewohnten 2 Dutzend zwischen 7 und 11. Soll man sich in *solche* Niederungen hinablassen? Je nun, zur Strafe tu ich nichts fürs Kolleg...

Daß aber Heusler in Wirklichkeit etwas für seine Kollegien tat und dementsprechend trotz allen selbstironischen Bemerkungen über seine fachliche Kompetenz bei einem begrenzten Kreis von Hörern Erfolge erringen, ja Begeisterung auslösen konnte, davon sagen die Briefe nur selten etwas (recht deutlich etwa in den Briefen an Ranisch vom 10. 3. 1935 und 19. 1. 1936), um so plastischer, ja dichterisch beschwingt ist jedoch die Schilderung Heuslers als eines Meisters der Vorlesungskunst durch einen Augenzeugen – um nochmals GAW in den *Basler Nachrichten* 1965 zu zitieren:

Unvergesslich wie seine Uebungen bleiben den einstigen Hörern seine Vorlesungen, in denen er aus der überfließenden Fülle seines Wissens methodisch-zuchtvoll und doch künstlerisch-plastisch zugleich seinen Gegenstand formte, wobei er jede Lektion zu einem abgerundeten Ganzen zu gestalten wusste. Es waren Stunden reichsten wissenschaftlichen Gewinns und höchsten wissenschaftlichen Genusses, nicht nur dank Heuslers Sprache, sondern auch dank seinem faszinierenden Vortrag.

Das Eigenartige freilich bleibt: Heusler blieb während seiner ganzen Basler Zeit ein Professor, in dessen Vorlesungen man (gelegentlich) ging, um sein Wissen zu bereichern oder sich von seinem brillanten Vortrag beschwingen zu

lassen, eine «Schule» aber hat er nicht begründet. Obwohl er im Brief an Ranisch vom 2. 11. 1930 von Basler Vorlesungen spricht, die er «hemdsärmelig, richtig pädagogisch-wohlwollend zu behandeln» gedenke, liegt wohl ein Grund dafür darin, daß es ihm schwerfallen mochte, sich auf das Niveau eines durchschnittlichen Studenten einzulassen, wie er denn selber im Ranisch-Brief vom 3. 5. 1932 meint, es gebe zwar Jüngere, die sich seine «Schüler» nennen², aber Schüler habe er wohl nie gehabt,

Und der Grund ist erkennbar: mein Wesen hat zu wenig die Kraft, Anderen den eigenen Stil zu suggerieren.

Obwohl sich Heusler am liebsten nicht um Dissertationen, Prüfungen u. dgl. kümmerte, wurde ihm der Mangel an unmittelbarer wissenschaftlicher Resonanz unter den Studenten offensichtlich zum Problem (vgl. z. B. den Brief vom 16. 8. 1936 an Ranisch), und ganz besonders enttäuscht zeigte er sich schon früh über die Unmöglichkeit, eine Nordistik als wissenschaftliches Fach aufzubauen – wie er am 12. 7. 1925 an Ranisch schreibt:

Um die Erfahrung bin ich auch reicher: mit dem Nordischen kann ich hier nichts anfangen. Ich wollte, wie vor 4 Jahren, einen mehrsemestrigen Zyklus gründen, aber die Nachfrage ist noch schwächer als damals: es hat sich kein Stock von Nordisten angesetzt. Ich lese nun wieder Einführung ins Nibelungenlied; das geht schon eher; und Uebungen im Altisländischen, damit versuch ichs kaum mehr!

Die drastische Bemerkung im Brief an Ranisch vom 26. 2. 1933 trifft den Kern der Sache – Verehrung, aber keine Nachfolge:

Bei Wölfflin beklagt man, seine Jünger äfften ihn bis ins Räuspern und Spucken nach: *mir* hat Keiner das nachgeahmt, was allenfalls brauchbar gewesen wäre. Statt dessen ein gewisses abstraktes Posaunen und Trompeten, was meinem Ohr unlieblich tönt.

Zu diesen Frustrationen kommt mit der Zeit auch immer mehr eine gewisse Irritation über Entwicklungstendenzen in der Forschung. Einerseits klagt Heusler öfters über den zunehmenden Anfall an Fachliteratur (vgl. z. B. 16. 8. 1936 an Ranisch) und die Hektik des Wissenschafts- und Lehrbetriebs, die ihm in einem Brief an Felix Genzmer (2. 1. 1937) den Stoßseufzer entlockt:

Habt ihr Juristen eigentlich auch diesen atemraubenden Seminarbetrieb, wie er bei uns Philologen allmählich hochkam? ... ich sag mir: du Herr des Himmels, was ist aus dem Idyll geworden zur Zeit der Weinhold, Erich Schmidt und Hoffory? ... Auf die Amerikaner sehen wir hochmütig hinab ... ob die nicht das Problem der Zukunft besser gelöst haben? Die Wissenschaft hat dort – neben Sport p. p. – ihren gebührenden bescheidenen Platz, und die Profaxen sind massvoll bepäckte Leute, keine schnaufenden Seminarhengste.

Zeigt sich hierin der Charakter des stets dem Wesentlichen, Grundlegenden zugewandten, allem Kleinkram abholden Gelehrten, so manifestiert sich andererseits die Skepsis des Rationalisten in der Beurteilung der neueren geistesgeschichtlichen Richtung der Literaturwissenschaft, die u. a. auch den künfti-

² Dabei ist vor allem an jüngere Berliner Nordisten wie z. B. Neckel zu denken.

gen Kollegen Walter Muschg zunächst in zweifelhaftem Licht erscheinen läßt – wie es im Brief an Hoffmann-Krayer vom 27. 12. 1935 heißt:

Nietzsche hat eine wahrhaft verheerende Wirkung geübt auf diese (junge) Generation. Der kranke Mann bestimmt das Bild des sogenannten Genies. Wen diese Herren für ein Genie halten, den müssen sie erst nach Nietzschen zurechtfrisieren. Schaudernd liest man das bei Bitzios von Muschg. Und dass nun derselbe Muschg Jacob Grimm anhimmelt! Sie bringen alles fertig, diese Jungen.

Trotz allen negativen Erfahrungen im Lehr- und Wissenschaftsbereich aber gedachte Heusler zunächst – nicht zuletzt aus «therapeutischen» Gründen, weil er sie als lebendig erhaltend empfand – auf seiner Professur bis zum 72. Altersjahr auszuharren, und als er dann trotzdem ein Jahr früher sein Entlassungsgesuch einreichte, hatte dies vor allem (universitäts)politische Gründe: das entsprechende Schreiben vom 17. 6. 1936 an den Kuratel-Präsidenten nennt neben Altersgründen nicht näher bestimmte «neuere Vorfälle, die unsre Alma Mater angehn – sie Einer hohen Kuratel näher zu bezeichnen, wäre unnötig». Deutlicher geht aus privaten Briefen (so an Ranisch 21. 6. 1936, an Hoffmann-Krayer 20. 6. 1936) hervor, daß es sich um einen Protest gegen das von den Behörden der Universität auferlegte Verbot, sich an den Feiern zum 550. Jubiläum der Universität Heidelberg zu beteiligen, handelte – einen Protest, in dem sich grundsätzliches Bekenntnis zur akademischen Freiheit, Deutschfreundlichkeit und Animosität gegen den sozialdemokratischen Erziehungsdirektor Hauser vereinigten.

Endete Heuslers Lehrtätigkeit somit mit einem leichteren Eklat, so machte er sich im übrigen als Universitätsangehöriger abgesehen von seinen Vorlesungen nur wenig bemerkbar. Am Deutschen Seminar gab es zwar ab 1923 eine «Abteilung Heusler» (neben Alt- und Neugermanistik); Heusler teilte persönlich durchaus die Leiden und Freuden dieser Institution (nicht zuletzt in Form der regelmäßigen Teilnahme an Seminarfesten oder «Seminar-kneipen»), aber als Leiter des Seminars tritt er nie in Erscheinung. Daß sein «Titularordinariat» ihn auch von allen anderen Verpflichtungen in der akademischen Selbstverwaltung wie auch in einer weiteren Basler Öffentlichkeit befreite, geht schon aus der Bemerkung an Ranisch vom 10. 1. 1932 hervor:

Die Basler Regierung bat mich, an der Goethefeier der Stadt die Festrede zu halten. Das tu ich gern. Ich leg gern noch einmal Zeugnis ab für meinen Lootsen [...] Und was mir schwerer wiegt: solch ne öffentliche Leistung empfind ich als Gegengewicht zu dem ununterbrochen sanft nagenden Gefühl: du bist ein Parasit und Tagedieb, nicht wert, dass dich die (spärliche) Sonne bescheint. Die Basler sind so riesig nett, indem sie mich mit allen Ehrenämtern verschonen, mit all den zahllosen gemeinnützigen Pöstlein p. p.

An akademischen Feiern und ähnlichen Veranstaltungen nahm Heusler zwar regelmäßig teil: mehrmals ist in Briefen von den – von ihm sehr geschätzten – Dozententreffen der Basler und Freiburger die Rede, und noch im November 1939 konnte man ihn am Dies academicus sehen. An Fakultätssitzungen ist seine Anwesenheit durch Protokolle nur ziemlich sporadisch bezeugt; er äußert sich gelegentlich zu Habilitationsverfahren, läßt sich dann und wann

auch für das Korreferat einer Dissertation oder Habilitationsschrift (besonders gern in Musikwissenschaft!) gewinnen, tritt aber erst ganz am Ende seiner akademischen Laufbahn als Fakultätsmitglied etwas stärker in Erscheinung: als Mitglied der «Vorbereitenden Kommission der Fakultät» (Protokoll vom 16. 5. 1936) sowie in den Nachfolgekommissionen Zinkernagel 1935/36 (die ihn lt. Brief an Ranisch 8. 12. 1935 stark belastet), Raymond und Hoffmann-Krayer (Brief an Ranisch 24. 1. 1937). Dabei schlägt der Fall Richter recht hohe Wogen und setzt Heusler zum Teil starken Anfeindungen aus, da er in nicht geringem Maße zum Politikum wird und damit an Heuslers sehr anfechtbare Haltung zu Hitler-Deutschland rührt. Soweit aus Briefen und Universitätsakten ersichtlich, bemühte sich der germanistische Literaturwissenschaftler Werner Richter, der einst Heuslers Schüler in Berlin, dann früh Professor in Greifswald gewesen war und nach einer längeren Zeit als Ministerialdirektor im Preußischen Kultusministerium 1932 an die Berliner Universität hinüberwechselte, wo er 1933 von den Nazis abgesetzt wurde, seit Anfang 1934 um eine Stelle an der Basler Universität. Nach anfänglichen Bedenken entschloß sich Heusler im Einvernehmen mit seinen nächsten Kollegen, Richter zu unterstützen und bereitete im Juni 1934 einen Antrag an die Fakultät, lautend auf eine Berufung als Professor, vor, der dann aber offenbar nicht vorgebracht wurde – offensichtlich unter dem negativen Eindruck, den Heusler inzwischen von Richters neuester Publikation (über den *Lanzelet* des Ulrich von Zatzikhofen) gewonnen hatte. Darauf wurde von Richter und von seinen Helfern, die ihn mindestens teilweise aus charitativen Gründen als Opfer der nazistischen Kulturpolitik unterstützten, heftig agiert; Heusler geriet innerhalb der Basler Universität wie auch von außen unter Beschuß, blieb aber in seiner Ablehnung einer Kandidatur Richter absolut fest, so daß dieser auch in der Nachfolge Zinkernagel 1936, die für ihn eine neue Chance zu bieten schien, nicht mehr zum Zuge kam. Die Affäre Richter ist deshalb von Bedeutung, weil sie wohl den einzigen Fall darstellt, wo Heusler an der Basler Universität wirklich umstritten war, und weil sie zugleich etwas von der Zwielfichtigkeit in Heuslers Wesen zeigt, die uns aus seinen Briefen immer wieder entgegentritt und die sich nicht hinwegdiskutieren läßt: einerseits schockiert die antisemitisch angehauchte strikte Ablehnung jeglicher humanitärer Gesichtspunkte (so im Brief vom 7. 2. 1934 an Zinkernagel: «Ich teile *nicht* die Ansicht, daß die Universität Basel die Aufgabe habe, flüchtige Juden und Halbjuden zu bergen. Sofern ich für Werner Richter eintrete, geschieht es in der Annahme, daß seine Lehrkraft bei uns eine Lücke zu füllen vermag»), andererseits ist man beeindruckt von der absoluten wissenschaftlichen Ehrlichkeit, die es ihm verbietet, andere als streng sachbezogene Maßstäbe anzulegen. Zwiespältig bleibt aber auch Heuslers Verhältnis zum ganzen akademischen Betrieb und zu den universitären Gepflogenheiten. Trotz dem Fall Richter und trotz seinem abrupten Rücktritt erscheint er sowohl bei seinem 70. Geburtstag als auch bei seinem Ausscheiden aus dem Lehrbetrieb durchaus als das hochgeehrte Mitglied der Philosophischen Fakultät I (bzw. der Philologisch-historischen Abteilung der Philosophischen Fakultät): zum 70. Geburtstag überbringt ihm Rektor Paul Häberlin persönlich seine Glückwünsche; von der Fakultät emp-

fängt er eine von Kollegen Zinkernagel verfaßte Glückwunschartikel; als Reaktion auf die Rücktrittserklärung bittet ihn Rektor Robert Haab, «Sie möchten sich dazu entschliessen, trotz der Entbindung von der Lehrverpflichtung Ihre Kräfte weiter in den Dienst unserer Universität zu stellen», und im Glückwunsch des Dekans seiner Fakultät zum Erwin-von-Steinbach-Preis, den Heusler im Juni 1938 in Freiburg im Breisgau entgegennimmt, wird er als «der grosse Erforscher des Deutschen im weitesten Sinn» bezeichnet, den zu ihren Mitgliedern zu zählen für die Fakultät eine «hohe Auszeichnung» sei – und Heusler bedankt sich in würdiger, fast demütiger akademischer Form (etwa, wenn er im Brief an den Rektor vom 9. 7. 1936 betont, «wie dankbar ich darauf zurückblicke, daß ich mich vor sechzehn Jahren dem Lehrkörper unserer Alma mater angliedern durfte»). Demgegenüber verraten seine gleichzeitigen brieflichen Äußerungen eine erhebliche Skepsis gegenüber akademischer Form und akademischem Tun überhaupt: nicht nur verbittet er sich entschieden sowohl offizielle Feier wie Festschrift zum 70. Geburtstag, sondern äußert sich u. a. recht sarkastisch über die Glückwunschartikel der Fakultät (Brief an Ranisch 12. 8. 1935), und im Ranisch-Brief vom 24. 1. 1937 geißelt er in unnachahmlich treffender Weise das akademische Gebaren an Kommissions-sitzungen u. dgl.:

Die schöne Ruhe des amtlosen Semesters trüben mir die Herren durch allerhand Sitzungen. Nachfolge Raymond, Nachfolge Hoffmann-Krayer. Ich war auf dem Sprung zu schreiben: m. H., soll ich umsonst demissioniert haben? wissen Sie nicht, dasz solche Sitzungen schlimmer sind als Collegia? – In der Tat, der Menschheit ganzer Jammer faszt mich an, wenn ich die Leute so 3 – 4 Stunden (drunter tun wirs nicht) klugschwatzen höre . . . jedem ist eine Wonne, mit gerunzelter Stirn zu votieren, weit ausholend . . . so schlagen sie ihr Pfauenrädlein.

So scheint Andreas Heuslers Tätigkeit an der Basler Universität teils peripher, teils zwielichtig, und das hohe Ansehen, das seiner Persönlichkeit in Basel bis weit in die Nachwelt hinein anhaftet, ließe sich kaum erklären, wenn nicht ein paar wichtige Momente hinzukämen: abgesehen von dem hohen Ruf, der ihm als Berliner Professor und Angehörigem eines alten Basler Geschlechts schon bei seiner Rückkehr vorausgeeilt war, sind dies vor allem die wissenschaftlichen Arbeiten und die öffentliche Vortragstätigkeit.

Wenn Heusler immer wieder seine Trägheit, seine mangelnde Arbeitsdisziplin, seine zu geringe Begeisterung für die Wissenschaft betont (so in den Briefen an Ranisch 5. 10. 1929, 10. 1. 1932, 3. 5. 1932), so sind das natürlich teils kokettierende, teils demütige Understatements. In Wirklichkeit brachte gerade das erste Jahrzehnt an der Basler Universität die eigentlichen Höhepunkte von Heuslers wissenschaftlichem Werk – vor allem mit den drei zentralen Werken *Nibelungensage und Nibelungenlied* 1921, *Altgermanische Dichtung* 1923 und *Deutsche Versgeschichte* 1925/1927/1929 –, die damalige Produktion dürfte nach eigener Angabe im Brief an Ranisch 27. 1. 1932 rund 2000 Druckseiten umfassen, und wenn auch der allmählich Alternde und zunehmend durch seine «Armlähme» (Brief an Ranisch 8.11. 1933) beim Schreiben Behinderte sich in seinem letzten Jahrzehnt mehr und mehr auf

kleinere Arbeiten beschränkte, entstanden doch auch jetzt noch u. a. so gewichtige Werke wie die *Grágás*-Übersetzung oder das Saga-Kapitel in der 2. Auflage der *Altgermanischen Dichtung* (1941, postum). Für diese imposante wissenschaftliche Leistung bildete natürlich die Basler Professur mit ihrer begrenzten Belastung und den zahlreichen Möglichkeiten zu anregenden menschlichen Kontakten eine geradezu ideale Voraussetzung, doch ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, da sie in erster Linie im Gesamtzusammenhang von Heuslers Werk zu würdigen ist. Was dagegen an dieser Stelle noch besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist Heuslers öffentliche Vortragstätigkeit rund um die Universität, z. T. auch in einem weiteren Umkreis von Schweizer Städten wie Zürich, Luzern, Bern u. a. Sie machte ihm offensichtlich Spaß, sie gab ihm die Möglichkeit, sein wissenschaftliches Genie wie seine rhetorische Begabung vor einer breiteren Öffentlichkeit zu entfalten, und die so geernteten Erfolge mochten ihn über manche Enttäuschung, die er an der Basler Universität erlebte, hinwegtrösten. Nicht ohne Stolz rechnet er Ranisch am 10. 3. 1935 vor, er habe in den vergangenen 15 Basler Jahren 39 Vorträge gehalten, 22 in der Schweiz, 17 im Ausland (nicht mitgerechnet ein Semester als Gastdozent in Zürich), und stellt selbstbewußt die rhetorische Frage: «Ist das nicht eine Menge? – wie gesagt für einen, dem das eigentlich nicht sitzt». In Basel hat Heusler in verschiedenstem Rahmen Vorträge gehalten: von einem allgemeinen Arlesheimer Publikum (über das heutige Island, lt. *Nationalzeitung* 9. 8. 1925 «ein prächtiger Vortrag»), sowie «Unsere Taufnamen» 1933) über Bernoullianum (1922 «Prozesse und Fehden im alten Island») und Gesellschaft für deutsche Sprache (1932 über «Goethe und seine weltbürgerliche Einstellung», 1934 über das damals heikle Thema «Einiges über den Nachteil unserer schweizerdeutschen Mundart») bis zum Basler Sommerkurs für schweizerische Mittelschullehrer 1924 («Die Bedeutung des Märchens für Mythologie und Heldensage») und zur Volkshochschule, in der Heusler zweimal als Redner in sehr gut besuchten Kursen auftrat: im WS 25/26 über «Deutsche Heldensagen» mit 117 Teilnehmern (s. dazu den Brief an Ranisch vom 8. 11. 1925), im WS 29/30 über «Das Heidentum der Germanen» mit 71 Teilnehmern. Was ihm aber ganz besonders am Herzen lag und was ihm in erster Linie ein breites gebildetes Basler Publikum gewann, das waren die öffentlichen Vorträge in der Aula an der Augustinergasse. Zwischen 1921 und 1935 ist er zehnmal hier aufgetreten (das erstemal mit einem Doppelvortrag); die behandelten Themen sind seinen Forschungsgebieten im weitesten Sinne entnommen, ja reichen sogar noch etwas darüber hinaus: in chronologischer Reihenfolge sind es «Prosastil im alten Island und bei uns», «Goethes Verskunst», «Das alte und das jüngere Hildebrandslied», «Henrik Ibsen», «Das tausendjährige Island», «Die sogenannte Epenfrage und das Nibelungenlied», «Etwas von unseren Personennamen», «Aus der Bekehrungsgeschichte der Nordgermanen», «Die alemannische Heldensage Walther und Hildegund», «Sittengeschichtliches aus dem altisländischen Rechtsbuch». Welch wichtiges Anliegen diese Aula-Vorträge für Heusler darstellten, zeigt sich u. a. darin, daß er in den Briefen an Ranisch immer und immer wieder auf sie zu sprechen kommt, und er hat ihnen auch soviel Sorgfalt angedeihen las-

sen, daß mehrere von ihnen gedruckt werden konnten³. Heusler fühlt sich von Anfang an wohl in der Atmosphäre der (alten) Aula; im Brief vom 18. 12. 1921 nennt er sie

Das denkbar angenehmste Sälchen für Vorträge [...] Fasst etwa 250 Leute. Beste Akustik. Die Wände bedeckt mit den Oelbildern der alten Professoren und Prälaten. Zum erstenmal eigentlich hab ich dort eine halb behagliche, halb gehobene Stimmung beim Reden herausgebracht. Ich sprach zweimal über den Sagastil, mit Vergleichung des neudeutschen geschmückten Romanstils; spez. die schweizerischen Koniferen. Der Gedanke, jedes Jahr dort einmal turnen zu sollen, schreckt mich nicht.

Den nordischen Interessen des Basler Publikums kann Heusler zwar kein gutes Zeugnis ausstellen – wie es im Brief vom 29. 6. 1924 an Ranisch heißt:

da sitzt nun dieser Basler Publicus, der für alles Nordische so wenig interessiert ist, wie ihr Norddeutsche euch gar nicht vorstellt, und sitzt seine 4 1/4 Stunden [Peer Gynt] geduldig ab,

aber am 12. 11. 1926 an Ranisch meint er dann doch, man könne bei dem

hiesigen gemischten Publico [...] Ziemlich hohe Empfänglichkeit fürs Aesthetische und Seelische [...] voraussetzen. Darum halt ich auch diese Vorträge – von Zeit zu Zeit – recht gern. Man fühlt sich in kultivierter Umgebung.

Und gleichfalls positiv, ja noch um eine gute Nuance begeisterter ist die Reaktion von Publikum und Zeitungskritik; Heuslers Aula-Vorträge werden offensichtlich zum gesellschaftlichen Ereignis des kultivierten Basel, das noch lange, bis in die Nekrologe von 1940 nachwirkt. Einen frühen Eindruck von der Wirkung Heuslerscher Vortragskunst vermitteln die *Basler Nachrichten* vom 29. 10. 1924:

Vor dem vollbesetzten Auditorium der Aula des Museums hielt Dienstag, 28. Okt., Prof. Dr. Andreas Heusler einen eindruckstiefen Vortrag über «Goethes Verskunst». Es ist nicht möglich, im engen Rahmen eines Zeitungsartikels dem Leser den ganzen Reichtum dieser Stunde nahezubringen, zumal eine mit Worten gar nicht zu umschreibende Wiedergabe von Liedern und Gedichten Goethes die Erkenntnis der metrischen Formen vertiefte und in ihrem inneren Aufgehen in des Meisters Kunstwillen einen Genuss für sich für alle Hörer bildete. Wir müssen uns darauf beschränken, in grossen Zügen den Inhalt des wundervollen und formvollendeten Vortrages skizzierend anzudeuten [...]

In seiner Glückwunschadresse zum 70. Geburtstag meint Heuslers Kollege Zinkernagel über den «Meister des gesprochenen Wortes»:

Man kann der Kommission unserer «Akademischen Vorträge» daher schon nachfühlen, wenn sie ganz geflissentlich unserem verehrten Jubilar dieselbe führende Rolle zuzuweisen versucht, die vor etlichen Jahrzehnten ein anderer Sohn der Stadt in dieser ehrwürdigen Stiftung gespielt hat: Jacob Burckhardt.

Und angesichts des Todes von Andreas Heusler erinnern denn auch mehrere Zeitungen an diese Vorträge, die sich stets eines dankbaren Zuhörerkreises er-

³ Es sind dies die Nummern 333, 346, 376, 379 und 410 im Schriftenverzeichnis.

freuten (*Basler Volksblatt* 1. 3. 1940) und «die den gleichen Eindruck von Fülle und Vollendung wie die wissenschaftlichen Werke machten» (*Basler Nachrichten* 29. 2. 1940). Zweifellos den Höhepunkt von Heuslers öffentlicher Vortragstätigkeit bildete jedoch seine Rede zum Goethe-Jubiläum 1932 im Basler Stadttheater, von der es im Geburtstagsartikel der *Nationalzeitung* 9. 8. 1935 (Dr. P. G.) heißt:

Der Vortrag, den er damals im Stadttheater gehalten hat, ist seither im Druck erschienen^[4]; aber unvergesslich wird jedem, der dabei gewesen ist, bleiben, wie der siebenundsechzigjährige Mann mit jugendlicher Spannkraft vor sein Publikum trat und frei, ohne eine einzige Aufzeichnung zu benützen, mit gedämpfter und doch leidenschaftlicher innerer Anteilnahme Goethes Schaffen und Lebensgestaltung entwickelte [...]

Eine wahrhaft verblüffende Widerlegung von Heuslers hartnäckiger Unterschätzung der eigenen rhetorischen Begabung, ebenso aber auch ein beredtes Zeugnis von Heuslers enger Bindung an seinen menschlich-dichterischen Leitstern Goethe! Wenn sich der gleiche Artikelverfasser gegen die in der Goethe-Rede spürbare «weltanschauliche Haltung» reserviert, aber dennoch Heusler als Gelehrtem und Forscher begeisterte Anerkennung zuteil werden läßt, so mag dieser leichte Widerspruch in nicht geringem Maße für Heuslers Stellung und Ansehen in der Basler Öffentlichkeit und an der Universität als symptomatisch gelten. Als markanter Individualist war er nicht nur – wie sowohl in Nekrologen wie noch im Gedächtnisartikel von 1965 betont wird – seinem Wesen nach schwer zugänglich, sondern er vertrat auch, besonders in den 30er Jahren, Meinungen, welche der Großteil seiner Mitbürger wie auch seiner Kollegen nicht teilten, er blieb aber dennoch bis in seine letzten Jahre hinein meist unangefochten und in seinem hohen Ansehen als Gelehrter ungeschmälert, ja wenigstens in kleinerem Kreise auch beliebt als Gesellschafter. Er war ja keineswegs nur der Einsame, der als Quasi-Junggeselle etwas kauzig draußen in seiner «Hütte» allein mit seiner Haushälterin hauste; die Vorstellung vom einsamen «Waldmensch (skógarmaðr)» ist wohl in erster Linie eine Legende, mit der er sich selbst umgab. Nicht nur wurde ihm hier, wie er in seinem Lebenslauf dankbar anerkennt, noch mehrmals die «Herbstsonne der beglückenden, wärmenden, nicht versengenden Liebe» zuteil, sondern er zieht auch beispielsweise in einem Brief an Hoffmann-Krayer (22. 6. 1936) genau die Grenzen seines Einsamkeitsbedürfnisses:

Einsamkeit habe ich zwar immer umschwärmt, aber mit Massen, und ich gelobe dir, lieber Edi, ich werd immer bereit sein, deinem Ruf zu einem fröhlichen Zusammensein zu folgen.

Beeindruckend ist schon die Mannigfaltigkeit der Korrespondenz, die er von hier aus nach allen Seiten hin pflegte, ebenso wie die Zahl auswärtiger, oft ausländischer Besucher, von der ebenfalls der Lebenslauf einen Begriff gibt:

⁴ S. Schriftenverzeichnis Nrn. 383 und 384.

Meine Hütte hat im Lauf der Jahre so manche Bekannte zum Feldmausmahl begrüsst. Auch Besuche aus dem Reich, aus Oesterreich, Ungarn, aus Norwegen, Schweden, Dänemark, Island, Amerika sind mir zur guten Gewohnheit geworden und bringen festliche Stunden.

Haus Thule als ein Zentrum im internationalen Wissenschaftsbetrieb: schon das muß wohl auch dem Außenstehenden das Bild eines weit über die Schweiz hinaus hochgeachteten Gelehrten vermittelt haben! Dazu kommt, daß Heusler als Angehörigem alter und weitverzweigter Basler Familien der Zugang zur höheren Gesellschaft seiner Vaterstadt von Anfang an offenstand, eine Chance, die er nach dem Hinweis zahlreicher Briefstellen auf Musikveranstaltungen, Teilnahme an öffentlichen Vorträgen, Besuche und Gastmähler offensichtlich auch reichlich nutzte. Heuslers soziabile Seite ließ ihn nicht nur im Umgang mit den Studenten als leutseligen älteren Herrn erscheinen (so nach dem Zeugnis GAWs in den *Basler Nachrichten* 1965), sie ließ ihn nicht nur auch mit der Arlesheimer Dorfbevölkerung Kontakte pflegen, sondern gab ihm auch einen besonderen Sinn für die festlichen Seiten des Lebens. Neben der gern geübten Rolle als Gastgeber im eigenen Haus nahm er auch regelmäßig an öffentlichen Festen, vor allem natürlich im universitären Rahmen, teil, und über die allgemeine baslerisch-schweizerische Festfreudigkeit findet er im Brief an Ranisch vom 23. 6. 1929 freundlich ironische Worte:

Du solltest aber auch ansehen können, wie wir hier in den Sommersemestern die reine Festhütte sind! Ein Jux jagt den andern. Nicht etwa bloss private, wie vorgestern eine Hochzeit im Haus meiner lieben Nachbarn Sarasin-VonderMühl. Nein, auch halb und ganz Amtliches. Heute ein Ausflug nach Badenweiler zum Treff mit den Freiburger Kollegen. Morgen ein Essen zum Treff mit Littmann [...]

Dementsprechend ist auch Heuslers Verkehr mit Basler Kollegen recht lebhaft und freundschaftlich. Rühmt er einmal ganz allgemein – etwas ironisch – das gute Einvernehmen in der Fakultät, das er dem in der Basler Gesellschaftskultur herrschenden «Erasmischen Humanismus» zuschreibt (Brief an Ranisch vom 19. 1. 1936), so verbinden ihn auch mit mehreren Kollegen besonders freundschaftliche Beziehungen: so mit dem Gräzisten Peter Von der Mühl, dem Semitisten Tschudi, den Latinisten Jachmann (Mitte der 20er Jahre) und Latte (um 1930); Ende 1931 ist von einem Zechkreis die Rede, für den Lattes Weggang einen unersetzlichen Verlust bedeute (Briefe an Ranisch 11. 10. und 6. 12. 1931). Besondere Freundschaft pflegt Heusler mindestens zeitweise (vor allem in der 1. Hälfte der 20er Jahre) mit dem Juristen Franz Beyerle, mit dem er die rechtshistorischen Interessen teilt. Innerhalb des Deutschen Seminars herrscht offensichtlich gutes Einvernehmen: besonders freundschaftlich ist der Verkehr mit dem ehemaligen Schulkameraden Eduard Hoffmann-Krayer, mit dem er in Briefen auch sehr persönliche und weltanschauliche Dinge erörtert, während der Umgang mit Zinkernagel zwar distanzierter, aber doch stets freundlich-verbindlich ist und auch die Ende der 30er Jahre antretenden neuen Kollegen rasch Heuslers Wohlwollen gewinnen: sowohl Ranke wie auch Muschg, den er zuvor als Vertreter der «geisteswissenschaftlichen» Literaturgeschichte skeptisch beurteilt hatte, dem er jetzt aber bescheinigt, ein klarer, brillanter Kopf zu sein (14. 12. 1937 an Ranisch) und

«im geselligen Verkehr» jedenfalls «Aller Herzen» zu gewinnen (7. 2. 1937 an Ranisch). Zutiefst charakteristisch ist dagegen der Bruch mit dem ehemaligen germanistischen Privatdozenten Emil Steiner: diesem bescheinigt Heusler (Brief 26. 10. 1937) bisher «gutmütige Beziehungen», jetzt aber erteilt er ihm eine entschiedene Absage, da sich das panegyrische Lob auf Heusler als schöpferisch-genialen Gelehrten, das Steiner in der Schrift *Prinzipien der deutschen Sprachwissenschaft* angestimmt hatte, nicht mit seinem strengen Wissenschaftsbegriff vereinen läßt.

Gelegentlich – in den 30er Jahren – kann Heuslers besondere kollegiale Sympathie politisch motiviert sein: den jungen Latinisten Harald Fuchs zählt er mit seinen Freunden Helmut de Boor und Hans Naumann zu dem ihm besonders verbundenen rechten Flügel der Deutschen und unterstützt ihn (lt. Mitteilung an Ranisch 16. 12. 1933) in seinen (damaligen) Sympathien für Hitler. Es ist aber gerade diese politische Haltung, welche Heusler im Lauf der 30er Jahre – sowohl an der Universität wie in weiteren Basler Kreisen – auch in eine gewisse Isolierung hineinzuführen droht. Von seiner unkritischen Bewunderung Hitlers und des «neuen» Deutschland, an der er bis weit in die 30er Jahre hinein festhielt, legen u. a. zahlreiche Briefe an Ranisch Zeugnis ab, während er andererseits einem zunehmenden Unbehagen über die Zustände in der Schweiz und die Haltung der Schweizer Ausdruck gibt. In einer ausführlichen Begründung seines Rücktrittsgesuchs gegenüber Hoffmann-Krayer (20. 6. 1936) tadelt er

dass sich die Schweiz, auch im Universitätsleben, mehr und mehr auf sich selbst zurückzieht. Eine neue, politischere Auffassung der Dinge, in die ich auch nicht mehr hinüberwache. Ich erlebte gestern wieder, als der Ausschuss tagte zur Besetzung der Stelle Raymond. Mit der Denkweise des einzigen anwesenden Reichsdeutschen, Schmalenbachs, fand ich mich näher verbunden als mit der der fünf Schweizer [...]

und im Brief an Genzmer vom 28. 4. 1935 ärgert er sich über die Deutschfeindlichkeit der Schweizer, besonders der Basler Presse und meint: «Das anständigste und beste Organ der Schweiz sind und bleiben jene gelben *Schweizer Monatshefte*», die zunächst einen pronazistischen, seit 1934 mindestens einen Kurs der «integralen Neutralität» verfolgten⁵. Obwohl Heusler natürlich nicht öffentlich Politik trieb, mußte seine ausgesprochen prodeutsche Stellung allmählich allgemeiner bekannt werden und wurde nicht zuletzt im Konflikt um Werner Richter virulent. Wenn der ebenfalls deutschnational denkende Zinkernagel in seiner Glückwunschadresse zum 70. Geburtstag Heusler attestiert, er sei «ein bewundernswert klar denkender Kopf, aber so unpolitisch, daß er dem kleinsten Schachzug eines Unaufrichtigen zum Opfer fällt», so will er wohl in erster Linie Heusler gegen Anfeindungen, die damals in der Luft lagen, in Schutz nehmen. Auch GAW in den Basler Nachrichten 1965 bezeugt, Heusler habe sich «gern als Anhänger der altnordischen Krieger- und Herrenethik gegeben»; Heusler war selbst schon 1921 unter den

⁵ Vgl. dazu GERHART WAEGER, *Die Sündenböcke der Schweiz. Die Zweihundert im Urteil der geschichtlichen Dokumente 1940 – 1946*, Olten ²1976.

Gründungsmitgliedern des gegen den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund agierenden «Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz» gewesen und seine sehr entschiedenen Sympathien, die er für die markantesten Vertreter dieses deutschfreundlichen Kreises – allen voran Hektor Ammann, den er im Ranisch-Brief vom 18. 12. 1934 sein «politisches Orakel» nennt – bezeugt, blieben gewiß auch außerhalb des privaten Bereichs nicht unbekannt. So konnte es nicht ausbleiben, daß Heusler zeitweilig auch in einer breiteren Öffentlichkeit ins Zwielflicht geriet: sicherstes Zeichen dafür ist sein Erscheinen in einer Fasnachtzeitung, von dem er nicht ohne Ironie selbst im Brief vom 13. 4. 1938 an Ranisch berichtet!

Festzuhalten ist allerdings, daß Heusler schließlich doch – unter dem Eindruck unmißverständlicher Beweise für die nazistischen Gewalt- und Terrormethoden – sich distanziert und daß er im Brief an Ranisch vom 24. 7. 1938 von einer Wende seiner «zeitgeschichtlichen Stimmung» spricht, so daß das Positive im Gesamtbild seiner Persönlichkeit schon bei seinem zwei Jahre später erfolgten Tod durchaus vorherrschen kann (von den Nekrologen bringt nur derjenige des *Basler Volksblatts* die leicht kritische Bemerkung, Heusler sei «ein echter Sohn des 19. Jahrhunderts, der uns und dem wir fremd geworden»). Der Hinweis auf Heuslers ungewöhnlich leidenschaftliches Engagement für Deutschland, selbst lange Zeit für Hitler-Deutschland, das sich in der Atmosphäre der Basler Universität so seltsam ausnimmt, wird in Darstellungen seiner Persönlichkeit gewöhnlich in dem Sinn heruntergespielt, daß er sich trotz allem von Anfang an von dem, was seit 1933 in Deutschland vor sich ging, klar distanziert habe. Daß dies nicht der Fall war, darf mindestens in einer Darstellung von Heuslers Verhältnis zu Basel und zur Basler Universität nicht verschwiegen werden, nicht nur, weil es nicht bloß im privaten Bereich blieb, sondern weil es mit zum Persönlichkeitsbild gehört: Heusler war nicht einfach die würdig-humane und zugleich liebenswürdig-ironische, ja demütige Gelehrtennatur, als die er in so zahlreichen harmonisierenden Charakteristiken⁶ geschildert wird, sondern «ein Mensch mit seinem Widerspruch», dessen Größe gerade darin bestand, daß er die negativen, dekadenten, ja zynischen und nihilistischen Tendenzen in seinem Wesen immer wieder in Grenzen zu halten vermochte, so daß schließlich doch als Gesamteindruck das Bild eines wirklich bedeutenden Gelehrten und Menschen bestehen bleiben darf.

⁶ Ein sprechendes Beispiel bilden etwa Friedrich Rankes Gedenkworte an der Trauerfeier zum 2. 3. 1940 (s. Schriftenverzeichnis, *Zur Erinnerung an Prof. Dr. Andreas Heusler*).